

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(3. Fortsetzung.)

Die Thür ging auf, und Monsieur Bertrand betrat in der That das Zimmer, ohne die Beiden aber nur im Mindesten zu beachten. Selbst ohne Gruß kam er herein, warf seinen Hut auf einen Stuhl und schritt dann eine Weile, die Arme fest in einander geschlagen, in dem kleinen Raume auf und ab. Der Alte warf über die Brille einen forschenden Blick nach ihm hin, nahm aber weiter keine Notiz von ihm, und nur Georgine sagte endlich: „Ist etwas vorgefallen, daß Du so verdrießlich bist?“

„Vorgefallen? — nein,“ erwiderte der Mann, ohne seinen Spaziergang zu unterbrechen.

„Ist die Erlaubnis zu Deinem Thurnfest noch nicht gekommen?“

„Nein.“

„Und war' auch keine Schande, wenn sie ganz ausbleibe!“ brummte der Alte. „Mit dem verführerischen Seitentanz nimmt es noch einmal ein böses Ende. Und wenn Ihr's noch nöthig hättet! Aber die Reiterei ist weit ehrenvoller und bringt hundertmal mehr Geld ein, als der halsbrechende Lauf.“

„Aber er macht Aufsehen!“ rief Georgine rasch. „Wenn sich die Kunde verbreitet, daß Georg gewagt hat, was vor ihm noch keiner wagte, strömt das Volk von nah und fern herzu, um ihn zu sehen.“

„Sie denken gar nicht daran“, sagte der Alte finster, „und Du solltest gerade die Letzte sein, die dem Tollkopf auch noch zuredete, sein Leben an solch einen Quark zu wagen. Was wird aus Dir, aus uns Allen, wenn er den Hals bricht, oder selbst nur zum Krüppel stürzt?“

„Und geht er nicht so sicher auf dem Seil, wie hier auf ebenem Boden?“ rief die Frau.

„Rapperlapapp! mir mußst Du so etwas nicht sagen“, meinte aber topfschüttelnd der Hanswurst. „Mein Bruder, der lange Franz, mit dem ich meine tollsten Jahre verlebte, war ein so tüchtiger Seiltänzer wie nur einer, und wie er zuletzt glaubte, er könnte ganz allein und höher und immer höher stieg, paßte ich ihm doch einmal etwas Menschliches. Ob er den Krampf bekam, ob er schwindelig wurde — er hat's seinem Menschen mehr erzählt, aber ich seh' ihn noch vor mir, wie er da oben haushoch über die staunende Menschenmenge hinlief, daß wir unten, gegen den grauen Himmel hin, nicht einmal mehr das Seil erkennen konnten — ich sehe ihn noch vor mir, wie er auf einmal schwankte, wie ihm die Stange aus der Hand fiel, und ein Schrei von den Tausenden — ein fürchterlicher Schrei zu ihm hinaufgestellte — dann kam ein dumpfer Schlag — und als ich wieder schen den Kopf hob, lag ein häßlicher, blutiger Alumpendor mir — der lange Franz — seit dem Tage hab' ich kein Seil wieder betreten.“

Bertrand vor dem Alten stehen geblieben, aber sein Blick schweifete über ihn hin nach seiner Frau, die halb abgemeldet von ihm die rechte Hand auf das Fensterbrett gestützt, den Kopf unwillig und langsam hin und her wiegend, am Fenster lehnte.

„Du hättest etwas Gescheidteres thun können“, sagte sie jetzt, während der Vater, in der Erinnerung noch zusammenschauend, schwieg, „als ich ihm gerade heute die Geschichte zu erzählen. Daß etwas Derartiges passiren kann, weiß ich auch, aber eben die Möglichkeit desselben übt den Reiz auf die Zuschauer, gründet den Ruf des tüchtigen Läufers. Wäre keine Gefahr dabei, wer würde sich die Mühe geben, auch nur zuzusehen?“

„Du hast gut reden“, sagte der Alte finster.

„Und glaubst Du, ich fürchte die Gefahr?“ rief rasch und heftig die Frau. „Glaubst Du, ich redete ihm zu, wenn ich sie nicht theilen wollte? — Ich werde ihn begleiten.“

„Du? — auf dem Thurnfest?“ lachte topfschüttelnd ihr Vater. „Du bist nicht gefeiert!“

„Das geht nicht, Georgine“, sagte Bertrand. „Wenn ich mich selber auch sicher genug da draußen weiß, um nicht das Schicksal des „langen Franz“ zu befürchten, möchte ich doch nicht die Angst für Dich mit hinausnehmen. Außerdem weißt Du selber, daß es viel schwerer ist, zu zweien, als allein das Seil zu begehren.“

„Bah! wir sind so oft zu zweien darauf gewesen.“

„Allerdings, doch nicht an solcher Höhe.“

„Und welcher Unterschied ist zwischen Haus- und Thurnfest? Ein Sturz wäre von der einen genau so verderblich wie von der andern.“

„Gewiß! aber Du selber hast ein Seil in solcher Höhe noch nie betreten; Du weißt nicht, wie es Dich erregen würde — doch wir streiten da um einen ganz nutzlosen Gegenstand. Bis jetzt hat es mir der Magistrat verboten, und ob mein direct an den Fürsten gerichteter Besuch einen andern Erfolg haben wird, weiß ich noch nicht.“

„Ein Adjutant des Fürsten war

heute Morgen hier“, sagte Georgine; „ich bezweifle aber, ob in der Angelegenheit. Jedenfalls wollte er Dich sprechen.“

„Ein Adjutant des Fürsten?“ rief Bertrand rasch — „und weshalb hast Du mich da nicht rufen lassen?“

„Er hatte keine Zeit. Dort liegt seine Karte. Er ersucht Dich, ihn morgen früh zwischen acht und zehn Uhr zu besuchen.“

„Sonderbar!“ sagte Bertrand und schritt langsam zu dem Tisch, auf dem die Karte lag. Georgine hatte sich dem Fenster zugewandt und sah hinaus, und der Alte näherte den letzten abgerissenen großen weißen und bollenhaken Knopf an seine Jade.

„Nun?“ sagte Georgine endlich, als Bertrand noch immer schwieg, indem sie sich nach ihm umdrehte. „Kennst Du den Herrn?“ Bertrand antwortete nicht. Er hielt die Karte zwischen den Fingern; seine Augen hofften darauf, aber er sprach kein Wort. Georgine schritt hinüber zu ihm und sah über seine Schulter auf die Karte nieder; erst als er noch immer nicht sprach, schaute sie zu ihm auf und erschraf über die plötzliche Blässe seiner Züge.

„Was fehlt Dir, Georg?“ rief sie. „Du siehst freideweiß aus. Was ist mit dem Fremden?“

„Kreideweiß?“ lächelte Bertrand, aber ihrem scharfen Blick entging nicht, welche Gewalt er sich dabei anthon mußte, wenn er auch sonst seine ganze Haltung und Ruhe behielt. — „Du träumst. Aber wer brachte diese Karte?“

„Der, dessen Name sie trägt.“

„Wolf v. Geyerstein“, flüsterte Bertrand halblaut vor sich hin, aber es war als ob er die Worte mehr zu sich selber spräche, als sie für ein anderes Ohr bestimmt.

„Du gehst ihn?“ fragte die Frau, und ihre Augen hingen erwartend an denen des Gatten.

„Ich kenne den Namen“, sagte dieser ruhig — „kannte wenigstens einen, der ihn trug — aber das ist lange Jahre her und war auch an einem andern Orte — weit von hier.“

„Und der hieß Wolf v. Geyerstein?“

„Nein — sein Vorname ist mir jetzt entfallen; aber der — lebt auch nicht mehr.“

„Ein Verwandter denn — ein Bruder vielleicht?“

„Möglich“, sagte Bertrand gleichgültig, „aber wir werden ja sehen. Also morgen?“

„Morgen früh zwischen acht und zehn. Du glaubst also nicht, daß es auf Deine Eingabe Bezug haben könnte?“

„Und warum nicht? — was sonst hätte ich mit einem Adjutanten des Fürsten zu thun und zu verkehren? — Aber mach' Dich fertig; die Zeit vergeht, und es muß drei Uhr vorbei sein. Die Leute drängen sich schon zur dritten Gallerie, als ich vorüberkam.“

„Heute giebt's eine gute Einnahme“, sagte der Alte, der seinen Plunder aus den verschiedenen Zimmern zusammenzusuchen — „wo zum Teufel ist jetzt meine Brille? Ich habe sie gestern Abend dort auf dem Stuhl gelegt.“

Georgine verließ das Zimmer, um nach Einiges für ihre Garderobe zusammenzusuchen, und Georg stand noch immer und starrte still und schweigend auf die Karte nieder, bis er sich endlich, als er die Frau zurückkommen hörte, davon losriß und seinen Hut ergriff. Es war in der That Zeit für den Circus, und alle anderen Gedanken nahm der Augenblick vollkommen in Anspruch.

4.

Ueber den Landgrafen-Platz wälzte sich eine jubelnde Volksmasse herüber, als Graf Geyerstein gerade das Haus verlassen wollte. Ein Kameel, mit einem Affen auf dem Rücken, wurde dort vorbeigeführt, und von allen Seiten strömte das Volk hinzu, denn seltenes Anblick zu genießen. Eine Equipage, die des Weges kam, sah sich der Menschenmasse plötzlich gegenüber, und da der Reiter vielleicht auch fürchten mochte, daß seine lebhaften Pferde vor dem Kameel sich scheuen könnten, so bog er rasch nach rechts in die, wenn auch schmale, doch kurze Rosenstraße ein, um dadurch dem lärmenden Volk aus dem Wege zu kommen.

Der Graf v. Geyerstein hörte wohl das Rauseln der Röcke, das jauchzende Toben der sich heranwühlenden Schaar, aber er sah nicht, was um ihn her vorging. Den Hut fest in die Augen gedrückt, die Blide am Boden, schritt er aus dem Hause, und wollte eben links nach dem Plage zu einbiegen, als eine lächelnde Mädchenstimme seinen Namen rief. Fast unwillkürlich schaute er empor und sah sich der Equipage des Kriegsministers v. Ralphen gegenüber, der, mit seiner Tochter Melanie im Fond mit Rosalie und ihrer Gouvernante auf dem Rücksitz, von einem Besuch oder einer Spazierfahrt nach Hause zurückkehrte. Rosalie nickte ihm freundlich zu, und während ihn auch die Excellenz grüßte, bemerkte er nicht wie Melanie den erstaunten Blick auf ihm hatten und dann nach dem Hause hinaufschwefelten.

ließ. Da erkannte sie oben am Fenster die Gestalt Georginens, und als sie mit halber Verbeugung seinen überaus frohen Gruß erwiderte, war der Wagen im nächsten Augenblick die Straße hinab verschwunden. Der Rittmeister aber, ohne ihnen auch nur nachzuschauen, fand sich gleich darauf in dem das Kameel umtobenden, lärmenden, treisenden Schwarme von Menschen, durch den hindurchgehend er seinen Weg heimwärts suchte.

Seinen Burischen Karl fand er dort übrigens schon in Verzweiflung seiner harten, denn eine Ordonoanz hatte einen Befehl des Fürsten gebracht, der ihm eine Stunde vor Tafel in's Schloß berief, und bis er Toilette machen konnte, war die Zeit verstrichen. Karl schüttelte auch, während er seinem Herrn dabei half, sehr bedenklich mit dem Kopfe, denn der Rittmeister sprach, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, kein Wort. Nur als er fertig war, begehrte er einen Wagen und fuhr in's Schloß. Dienstfahnen hielten ihn dort bis zur Stunde des Diners beschäftigt, und das Diner selber verlief dann, wie alle dergleichen steifen Festmahl gewöhnlich verlaufen.

Es waren ungefähr fünfzig Personen geladen worden und die Gäste schwärmten dazu im wahren Sinne des Wortes von geschäftigen und müßigen Vataien in höchster Gala und in höchster Eile, die herüber und hinüber stürzten, das zu besorgen und auszuführen, wozu beim dritten Theil von ihnen die Hälfte überflüssig gewesen wäre. Der Haushofmeister prüfte noch mit scharfer Brille die Etiquetten und Siegel der verschiedenen Flaschen, und befahl, welche Sorten in Eis zu bleiben hatten, welche nicht, und der an die Suppe stationirte Beamte warf schon verzweiflungsvolle Blicke nach den beiden an die Flügelthüren postirten Vataien hinüber, denn seit einer vollen Viertelstunde war er. Königlich hohet angezeit, daß die Tafel servirt wäre, und trotzdem kamen die Herrschaften nicht. Noch einmal zu erinnern, ging auch nicht an — aber der Magen des gnädigsten Herrn half ihnen endlich aus der Noth. Er gab das Zeichen, die Flügelthüren schossen auseinander, und der ganze Zug der Herrschaften und Gäste bewegte sich unter der geheimnißvollen Leitung des Haushofmeisters in den Saal. Im Nu war jedermann hier sein Platz bezeugt — nicht nach geistlicher Wahl, sondern nach strengem Standesunterschied und Rang, und wie die Zähne eines trefflich ineinander greifenden Räderwerkes schoben sich jetzt die Teller, von weißen Handtüchern lautlos dirigirt, zwischen die Sitzenden. — Und Gänge und Weine wechselten wie das Gespräch, das, jetzt lebendiger werdend, hin und wieder flog und dem nur einzelne, mit Liebe den Getränken zusprechende alle Herren hartnäckig widerstanden.

Und wie süß die Damen lächelten, und wie rüchsigvoll die Herren sprachen, und wie heimlich, aber deshalb nicht weniger gut gemeint, der Haushofmeister einem oder dem andern der unaufmerksam gewordenen Vataien einen Knuff versetzte und ihn blitschnell bald da — bald dort hinüber sandte!

Da klicte ein Teller auf bey geglätteten, spiegelglatten Boden nieder und zerbrach in tausend Scherben — der Haushofmeister wurde tobtoblenbleich. Der arme Sünder, der das Verbrechen verübt, stand wie vernichtet — aber keiner der Herrschaften oder Gäste wandte den Kopf. Nur ein paar nervenschwache Damen zuckten zusammen — sonst hatte Niemand es gehört, und die übrigen Vataien, hier und da einen lächelnden Blick mit einander wechselnd, flogen eifriger, geschäftiger umher als je.

Der Fürst legte endlich seine Serviette auf den Teller und richtete sich empor. Die Tafel war aufgehoben, und in den zunächstliegenden Gemächern wurde der Kaffe umbereicht. Dort sammelten sich die Gäste in verschiedenen Gruppen, während der Königlich hohet von einer zur andern ging, ein paar freundliche Worte bald an Den, bald an Jenen richtend. Graf Geyerstein hatte sich indeß umsonst bemüht, in die Nähe der ebenfalls anwesenden Comtesse Melanie zu gelangen. Zuerst war die Comtesse von der Fürstin selber in Anspruch genommen, und dann fand er sie zwischen zwei alte verwitterte Staatsdamen so hineingezwängt, daß ihr von keiner Seite beizukommen war. Auch schien sie das gar nicht zu wünschen, denn sie unterhielt sich auf das Lebhafteste mit den beiden von Vätern und Schwund bedeckten Ueberresten eines vergangenen Jahrhunderts und hatte für weiter Niemanden im Saale Augen.

An einem der Fenster fand er endlich den Cabinets-Sekretär des Fürsten in lebhaftem Gespräch mit zwei jungen Damen wie ein paar anderen Herren, und der Name des Kunststreichers Bertrand fesselte hier zuerst seine Aufmerksamkeit. Er trat näher und trat die kleine Gruppe in lebendiger Debatte, weniger über die Leistungen des Mannes und seiner Gesellschaft, — als seine Familiensverhältnisse. In

der Stadt hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, Madame Georgine stamme aus einer altadeligen französischen Familie und sei von dem tüchtigen Reiter und Seiltänzer unter den abenteuerlichsten Verhältnissen aus einem Kloster entführt und zum Kunststreich erzogen worden. Ueber die Sache selber schien man auch vollständig einig, nur über den früheren Namen der Dame schwankten die Meinungen, und Alles wandte sich in vollem Eifer gegen den jungen Grafen, als dieser das ganze Gerücht bezweifeln wollte. War er doch im Begriff, sich an der ganzen Gesellschaft zu veründigen, indem er ihr den pikantesten Stoff zur Conuersation damit zu rauben gedachte. Wie die Debatte gerade am lebendigsten war, näherte sich der Fürst mit einem jungen Fremden, der sich seit einigen Tagen in *** aufhielt, der Gruppe, die sich augenblicklich gegen ihn öffnete.

„Ah, lieber Geyerstein“, wandte er sich zugleich gegen den Rittmeister, „was für einen Kampf führen Sie denn hier? Aber ich weiß nicht einmal, ob sich die Herren schon kennen?“

— Rittmeister Graf v. Geyerstein — Graf Seltoff aus St. Petersburg. — Doch um was handelte hier Ihr Streit, wenn man fragen darf?“

Die beiden jungen Leute verbeugten sich gegen einander, und Fräulein v. Zahern, die eine der Damen, antwortete: „Um kein Geheimniß, Königliche Hohet, und doch auch wieder ein Geheimniß, nämlich um die Abstammung der Frau des Kunststreichers.“

„Ah, apropos, Verchenstein, wie steht denn die Sache mit jenem Monsieur Bertrand?“ wandte sich der Fürst an seinen Geheim-Sekretär. „Haben Sie mir nicht gestern Morgen etwas darüber vorgelesen?“

„Allerdings, Königliche Hohet. Es betraf die verweigerte Erlaubnis des Magistrats, daß der etwas tollkühne Mensch zwischen den beiden Thürmen der Katharinentirche ein Seil aufspanne, um darauf seine Kunst zu zeigen.“

„Ganz recht. Jetzt erinnere ich mich. Ja, was soll man da thun? Der Magistrat wird wohl seine Gründe gehabt haben, es ihm zu verbieten, wenn ihm auch eigentlich kein Mensch wehren kann, seinen Hals zu wagen. Meinen Sie nicht, Geyerstein?“

„Ja, meine Königliche Hohet, daß es ein wohlthätiges Verbot war. Es heißt an Gott gefreudt, seine Glieder in solcher Weise der fast gewissen Gefahr preiszugeben.“

„Das nehmen Sie aber doch wohl zu ernst, lieber Geyerstein“, sagte der Fürst; „denn wenn Sie so weit gehen wollen, dürfte ich das Seiltänzen überhaupt nicht gestatten. Ich meines Theils thäte das auch mit dem größten Vergnügen, aber wo die Grenze nachher ziehen zwischen gefährlichen und weniger gefährlichen Künften?“

Der Rittmeister schwieg, denn er erinnerte sich, daß er fast dieselben Einwendungen, mit beinahe den nämlichen Worten, vor ganz kurzer Zeit der Comtesse Melanie gemacht. Fräulein v. Zahern aber rief: „Der Herr Rittmeister ist ein durchaus grausamer Mensch, er will uns jede Unterhaltung rauben.“

„Und würden Sie, mein gnädiges Fräulein, wirklich eine Unterhaltung darin finden“, entgegnete der Rittmeister, „einen Menschen zwischen zwei Thürmen auf einem dünnen Seile spazieren gehen zu sehen? Würden Sie sich an einem Schauspiel ergötzen können, bei dem Sie jeden Augenblick fürchten müßten, daß es damit endete, Ihnen den zerstücktesten Leichnam vor die Füße zu senden?“

„Sie gebrauchen gräßliche Ausdrücke, Herr Graf“, rief das gnädige Fräulein, ihren Fächer in Schauer vor die Augen heben; „aber Monsieur Bertrand fällt auch nicht herunter er ist ja ein Seiltänzer.“

Graf Geyerstein judte die Achseln. Seltoff aber sagte: „Ich glaube, das gnädige Fräulein hat im Grunde Recht. Der Broderwerb fast aller dieser sogenannten Meistkünstler ist lebensgefährlich, seien das nun Kunststreich, Seiltänzer, Thierbändiger, Feueresser, oder was immer, und wollte man die Leute aus übertriebener Humanität daran verhindern, sich möglicher Weise den Hals zu brechen, so gäbe man sie sicher dem Verhungern preis, oder zwänge sie wenigstens ihr Brod, das sie nun einmal haben müssen, sich auf irgend eine andere ungeseliche Art und Weise zu erwerben.“

„Das ist schön von Ihnen, Herr Graf“, rief das Fräulein v. Zahern, fröhlich in die Hände schlagend, „daß Sie uns das Wort reden, denn sehr gestrenge Herrn Rittmeister gegenüber.“

„Aber, mein gnädiges Fräulein...“

„Ich lasse gar keine Entschuldigung gelten“, rief die junge Dame, „denn Sie gerade sollten der Letzte sein, der sich halsbrechenden Künften widersetzt.“

„Und warum ich?“

„Weil Sie fortwährend die wilden, unändigsten Pferde ganz unnöthiger Weise selber reiten, und wenn Sie den Seiltanz verboten haben wollen, trage ich bei St. Königlichen Hohet wahrhaftig darauf an, daß er

Ihnen auch verbietet, Ihr Leben so muthwillig dem Eigensinne des ersten, besten Pferdes preiszugeben.“

„Ich glaube selber, Sie sind da zu streng, mein guter Geyerstein“, sagte jetzt auch der Fürst. „Es ist einmal Wesse, und wenn ich dem Seiltänzer verbieten will, sein Seil so hoch zu spannen, wie es ihm beliebt, muß ich auch dem Menagerie-Besitzer — wie heißt er gleich? — unterfragen, mit den Hähnen zu frühstücken und seinen Kopf in des Tigers Rachen zu stecken.“

„Also befehlen Königliche Hohet?“ fragte der Sekretär.

„Lassen Sie den Magistrat er-suchen, dem Manne kein Hinderniß in den Weg zu legen“, sagte der Fürst.

„Zu Befehl, Königliche Hohet.“

„Und — was ich noch gleich sagen wollte“, fuhr der Fürst fort, „wo steckt denn eigentlich unsere kleine Ralphen? Ich habe mich in der letzten Viertelstunde vergebens nach ihr umgesehen.“

„Dort drüben, mein gnädigster Herr“, erwiderte der Rittmeister, mit einer leichten Verbeugung nach der Richtung hinüberdeutend, in der er die junge Dame suchte. „Comtesse Melanie hat sich den beiden Staatsdamen angeschlossen.“

„Ah — danke — kommen Sie, Seltoff; ich sehe unsere schöne Comtesse schon; also auf Wiedersehen!“ Und mit freudlichem Nicken verließ er die sich tief verbeugende Gruppe.

Natürlich hatte das Gespräch dadurch augenblicklich eine andere Wendung genommen. Der Kunststreich, dessen Sache man überdies als erledigt betrachtete, war vergessen, und die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um den jungen, fremden Grafen Seltoff, den Einige mit einer geheimen politischen Mission am hiesigen Hofe betraut wissen wollten. Er sollte dabei feinstreich und, einer der ersten russischen Familien angehörig, sogar der Liebling des Czaren sein; so wenigstens behauptete Fräulein v. Zahern, die einen wahren Schatz von Kenntnissen in dieser Angelegenheit entwickelte. Graf Geyerstein hatte sich indeß schon lange von der Gruppe zurückgezogen und verfolgte fast unwillkürlich mit den Blicken den jungen Ruffen, mit dem der Fürst gerade jetzt zur Comtesse v. Ralphen trat. Ihm war es fast, als ob Melanie's Auge über die Schulter des Fremden hin über geschaut habe — aber er hatte sich doch wohl geirrt, oder die neue Bekanntschaft nahm sie so in Anspruch, daß sie des alten Freundes nicht weiter gedachte. Wie süß und lieb sie den jungen Fremden anlächelte, und wie leichtfertig tändelnd das schöne Mädchen, als der Fürst sie sich selber überlassen hatte, mit ihm den Salon hinunterstiegt!

(Fortsetzung folgt.)

Gesunde Nerven.

Die Nerven bilden bei allen höheren Lebewesen, insbesondere beim Menschen, einen wichtigen Factor für Gesundheit und Leben, und nur derjenige, welcher sich dieser beiden in der ganzen Fülle erfreuen, dessen Nerven vollständig gesund sind. Das wird jedem einleuchten, der schon einmal Gelegenheit hatte, die schweren Folgen trauriger Nerven zu beobachten. Um aber die Bedeutung der Nerven für die Gesundheit und das Leben der Menschen richtig verstehen zu lernen, ist es notwendig, sich über die Nerven überhaupt klar zu sein.

Was sind die Nerven? Das ist die erste Frage, welche zur Beantwortung der Leser beantwortet werden muß. Eine Antwort darauf gibt schon der alte Aristoteles, indem er die Seele in den feinen Fasern, die sich durch den Körper nach dem Gehirn hinziehen und von diesem wieder zurück in den Körper wirken läßt. Unzweifelhaft kann der weise Aristoteles als der Begründer der Nervenlehre angesehen werden; denn die neuere und neueste Forschung hat dargethan, daß unter den feinen Fasern, welche Aristoteles als Seele ansah, die Nerven verstanden werden. Die Zahl der Nerven in unserem Körper ist ungeheuer groß; es gibt fast kein Organ, fast keine Stelle, wo nicht Nerven zu finden sind. Am nervenreichsten ist die Leberhaut und die Muskulatur, während die Hornhaut und das Fettschicht weniger Nerven haben; letzteres bildet vielmehr eine Schutzdecke für die Nerven. Das beweist auch der Umstand, daß Leute, die mager werden, kuglich sind, was ihnen vorher fremd war.

Was haben die Nerven zu thun? Das ist die andere Frage, welche Beantwortung erheischt. Selbstverständlich kann diese nur gründlich erfolgen durch eine ausführliche Darlegung des gesamten Nervensystems. Das wäre aber eine sehr schwierige Arbeit, die um so entbehrlicher ist, weil der Mehrzahl der Leser damit wenig gebiet wäre. Es genügt daher der Hinweis, daß die Anzahl von Nerven in drei Gruppen zerfällt: motorische, sensible und sympathische Nerven. Die motorischen Nerven vermitteln die Bewegung, die sensiblen haben die Aufgabe, die Emp-

findung zu bewirken, ebenso die sympathischen Nerven. Die beiden letzteren Nervenarten sind somit Träger des Bewußtseins, während die motorischen Nerven den Willen leiten. Die Thätigkeit der Nerven ist größtentheils eine mechanische: der Gesamtorganismus wird so in Gang erhalten und die geringste Störung in demselben macht die Empfindungsnerve fühlbar; nur äußere und seelische Einflüsse betreiben eine außerordentliche, nicht mechanische Nerventhätigkeit. Das gesammte körperliche und geistige Leben hängt somit von den Nerven ab; müssen sie ihre Thätigkeit einstellen, hört das Leben auf; geht ein Nerv zugrunde, muß das Organ, welches er bedient, schwach werden und verkümmern. Daher ist es höchst wichtig, darauf zu achten, daß die Nerven gesund bleiben; dann wird auch das Wohlbefinden und die Gesundheit des Körpers und des Geistes nichts zu wünschen übrig lassen.

Wie können nun aber die Nerven gesund erhalten werden? Diese Frage interessiert gewiß jeden auf das Lebhafteste und es soll daher unsere Aufgabe sein, die Gesundheitspflege der Nerven darzulegen.

Da die Nerven durch den Organismus ernährt werden, ist es klar, daß sie nur gesund bleiben können, wenn dieser gesund erhalten wird. Zur Gesunderhaltung des Organismus aber ist eine naturgemäße Lebensweise dringend notwendig.

Die naturgemäße Lebensweise besteht bekanntlich in erster Linie in der rationellen Ernährung. Dem Körper dürfen darnach nur solche Stoffe zugeführt werden, welche zu seiner Entwicklung u. Erhaltung nöthig und dienlich sind. Während das junge Kindlein mit der Muttermilch reichlich ernährt wird, bedarf es nach einem Jahre leichter Speisen. Seine weitere Entwicklung wird gefördert durch reizlose Kost, die in den späteren Jahren in eine gemischte übergehen kann. Als Getränke kommen bei der naturgemäßen Lebensweise nur Milch, Wasser und alkoholfreie Fruchtäfte in Betracht, und zwar nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene: Kaffee, Thee und Alkohol sind nur mäßig zu genießen.

Zur Erhaltung des körperlichen und geistigen Wohlbefindens sind ferner Reinlichkeit und Bewegung in reiner Luft nöthig. Die Bewegung darf aber nicht bis zur vollkommenen Erschöpfung ausgeübt werden; dann werden die Nerven überanstrengt und ruiniert, da die ermüdeten Muskeln auch das Blut beanspruchen, welches die Nerven speisen muß. Jede Bewegung, jede Arbeit darf darum nur bis zum Eintritt der Müdigkeit ausgeübt werden; ausreichende Ruhe ist danach erforderlich. Der im Wachsthum stehende Mensch hat mehr Ruhe nöthig als der Erwachsene. Daher muß vor Kinderarbeit, wenn sie mit Anstrengung verbunden, dringend gewarnt werden; grundversteht ist es auch, Kinder viel und übermäßig geistig zu beschäftigen. Leider wird in dieser Beziehung viel gefündigt; die Nervosität der Kinder ist der beste Beweis dafür. Und die Nervosität der Erwachsenen, die oft in Geisteskrankheit ausartet, zeigt, daß auch die Erwachsenen es mit der Ruhe nach der Arbeit nicht so genau nehmen. Die meisten von ihnen — die körperlich und geistig arbeitenden Menschen zusammengekommen — suchen Erholung in geselligen Vereinen, Clubs usw., ohne zu bedenken, daß sie dadurch ihre Nerven noch mehr überanstrengen. Nein, nicht in den Kreisen, sondern im traulichen Heim oder in der freien Gottesnatur ist nur Ruhe und Erholung zu finden, welche den Nerven dienlich ist. Würde auf diesen Umstand mehr Gewicht gelegt werden, so würde die Nervosität bald aufhören, die Menschen zu plagen.

Weiter muß darauf hingewiesen werden, daß der Tabak, Ausschweifungen und eine zu reichliche Ernährung die Nervenkraft ungemein schwächen. Enthaltensamkeit und Mäßigkeit sind die besten Mittel zur Gesundheitspflege der Nerven.

Daß auch alle Forderungen der Wohnungslehre erfüllt werden müssen, wenn die Nerven kräftig und gesund bleiben sollen, ist selbstverständlich, denn in dumpfer Luft und unzureichenden Wohnungsverhältnissen müssen auch die Nerven Schaden leiden. Wir sehen also, daß wir nur gesunde Nerven haben können, wenn wir immer bestrebt sind, naturgemäß zu leben.

Die Sehnsucht nach der guten alten Zeit ist die Sehnsucht nach der Jugend. * * *

Die österreichische Armeeverwaltung hat den Beschluß gefaßt, schnellmöglichst sechzig Flugapparate anzuschaffen. Die wollen offenbar gleich hoch hinaus. * * *

Zu den am weitesten verbreiteten Zerrümpfen unserer Zeit gehört die Annahme, gute Komödianten seien nur beim Theater zu finden.